Die Macht der Wörter

Nichts behindert sozialen Aufstieg so sehr wie mangelnde Sprachkenntnisse. Und kaum etwas hängt so eindeutig mit späterem Erfolg zusammen wie ein großer Wortschatz in frühen Jahren. Wie aber gedeiht Sprache am besten?

Fotos: Jacobia Dahm



Text: SEBASTIAN KRETZ

D

„DA-DENG!", sagt mein Sohn, wenn er dringend eine Banane braucht. „Da-Deng" sagt er, wenn auf dem Dach gegenüber eine Krähe landet. „Da-Deng" heißen ferner Omnibusse, Trinkgläser und Smartphones. Sein übriger Wortschatz umfasst die Worte Wawa, Wüwü, Mama und Baba. Sogar mir als stolzem Vater kommt das überschaubar vor.

Aber das gilt nur aus der Sicht eines Erwachsenen. Denn in den 15 Monaten, die seit seiner Geburt vergangen sind, hat er Wundersames geleistet: Scheinbar ohne jegliches Wissen darüber, was Sprache ist, wozu sie dient und welchen Gesetzen sie folgt, hat er einen Schwall von Lauten sortiert und Regelmäßigkeiten erkannt.

Zu dem zweibeinigen Wesen, das ihn mit Milch versorgt, gehört die Lautfolge *Ma-ma*, während bellende Geschöpfe mit Fell eher als *Wa-wa* bezeichnet werden. Er hat über hundert Muskeln in Mund, Rachen und Atemwegen durch beständiges Brabbeln darauf trainiert zusammenzuarbeiten, bis sie auf seinen Wunsch hin ein *M* formen oder ein *W*.

Er hat sich, ohne auch nur bewusst zu ahnen, was Artikel, Nomina, Fälle sind, die Grundzüge der deutschen Sprache angeeignet: ihre Laute, die Melodie ihrer Sätze. Schon wenige Wochen nach der Geburt war er in der Lage, einen korrekt gebildeten Satz von sinnlosem Wortwirrwarr zu unterscheiden.

In wenigen Monaten wird mein Sohn seinen Vokabelspurt beginnen. Dann lernt er täglich bis zu zehn neue Begriffe – ganz ohne Lehrbuch und Hausaufgaben. In einigen Jahren wird er wie selbstverständlich wissen, dass es „das Ding" heißt, aber „der Hund". Eines Tages wird er in seinen Bewerbungen schreiben, Deutsch sei seine Muttersprache.

Wie geht das? Wie gelingt es ihm, sich eine Sprache wie das Deutsche anzueignen, ohne über das mächtigste Werkzeug zur Vermittlung von Wissen zu verfügen – die Sprache selbst? Und wieso schafft es ein Menschenkind, anders als jedes andere Geschöpf auf Erden, mühelos eine so komplexe Kommunikationsform zu erlernen wie die menschliche Sprache? Die laut dem Humanisten und Sprachphilosophen Wilhelm von Humboldt sogar derart zum Wesen des Menschen gehört, dass der Mensch erst zum Menschen wird durch Sprache?

L

LANGE SCHON STREITET die Wissenschaft darüber, wie die Sprache in den Kopf kommt. Einige glauben, Menschen würden mit einer universalen Grammatik geboren, die während der ersten Lebensjahre ausgebaut und mit Wortschatz gefüllt werde. Andere meinen, jeder Mensch müsse sich die Grundlagen der Sprache von Neuem aneignen.

Über eines jedoch sind sich heute sämtliche Forscher einig: Ohne die Hilfe seiner wichtigsten Bezugspersonen – also meistens der Eltern – findet kein einziges Kind zur Sprache. Denn nicht nur der Mensch braucht Sprache; auch die Sprache braucht menschliche Zuwendung, um sich zu entwickeln.

Diese Erkenntnis ist allerdings relativ neu. Noch um die Mitte des 20. Jahrhunderts behauptete eine Gruppe von sogenannten Behaviouristen um den Sprachpsychologen Burrhus F. Skinner, Kinder lernten Wörter durch bloße Imitation: Indem der Vater seinem Sohn etwa einen Ball vorhält und „Ball" sagt, brächte er ihn dazu, es ihm nachzutun. Dass Spracherwerb schlechterdings kein bloßes Imitieren sein kann, zeigt sich jedoch daran, dass Kinder schon sehr früh „kreativ" mit Sprache umgehen; zum Beispiel wenn sie eine Regel zur Bildung der Vergangenheit generalisieren und „singte" sagen statt „sang".

Schon sieben Monate alte Babys entwickeln ein Gefühl für das gesprochene Wort. Forscher aus Seattle wollten aber wissen, ob dies auch dann gelingt, wenn sie lediglich zuhören – ohne dass Erwachsene mit ihnen interagieren. Um ihre kleinen Probanden nicht beim Erwerb des Englischen zu bremsen, wählten sie für ihr Experiment Mandarin-Chinesisch. Sie bildeten zwei Gruppen aus neun Monate alten Säuglingen. Einer Gruppe lasen Muttersprachler in Mandarin vor, die andere Gruppe sah denselben Personen dagegen nur in Videos zu.

Danach untersuchten die Wissenschaftler, ob die Babys die verschiedenen Laute der fremden Sprache auseinanderhalten konnten. Nur die Kinder, die den echten Menschen zugehört hatten, waren dazu in der Lage – und zwar auf demselben Niveau wie Babys aus Taiwan, die nie etwas anderes als Mandarin gehört hatten. Die Videokinder hatten dagegen kein derartiges Gespür entwickelt.

Bevor ich an diesem Text arbeitete, habe ich mir kaum Gedanken darüber gemacht, wie ich mit meinem Sohn spreche. Als er mit etwa einem halben Jahr anfing zu brabbeln, habe ich intuitiv auf seine Äußerungen reagiert. Unsere Wohnung

Ohne die Zuwendung der wichtigsten Bezugspersonen – also meist der Eltern – findet kein Kind zur Sprache



Früh muss sich üben, wer einmal Regeln meistern will. Schon mit zwei Jahren können Kinder Tischmanieren lernen und Spielregeln verstehen. Am besten freilich, wenn die Aufforderungen freundlich übermittelt werden und Eltern sich Mühe geben, den Kleinen den Sinn der Regeln kindgerecht zu erklären

liegt im vierten Stock gegenüber einem alten Wasserturm, auf dem sich an jedem Morgen laut kreischend eine Horde Nebelkrähen versammelt. Beim Frühstück deutete mein Sohn ganz aufgeregt auf das Spektakel und kommentierte es mit ausdauerndem „Dadadadada". Ich folgte seinem Blick und erklärte ihm, es handele sich um Krähen, die gerade Regenwürmer frühstücken.

Dieses Verhalten, so habe ich inzwischen bei der Recherche gelernt, entspricht exakt dem, was Wissenschaftler als einen der wichtigsten Schritte auf dem Weg zur Sprache beschreiben – die sogenannte Triangulierung: Kind und Erwachsener richten gemeinsam die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, den der Erwachsene benennt, und dieser erklärt, was es damit auf sich hat. So lernt das Kind, dass bestimmte Dinge mit bestimmten Äußerungen verknüpft sind.

D

DIE ELTERN schulen nicht nur das Verständnis ihres Kindes, sie helfen ihm auch maßgeblich dabei, seine ersten Worte zu sprechen. Wohl keine wissenschaftliche Arbeit zeigt das eindrucksvoller als das Experiment eines Forscherteams vom Massachusetts Institute of Technology.

Der Informatiker Deb Roy hat etwas Ungeheuerliches unternommen: Er hat drei Jahre lang nahezu alle Wörter seines Sohnes aufgezeichnet. Vor der Geburt hatte er Kameras und Mikrofone in jedem





Ebenso spielend, wie sie sich Wörter aneignen, lernen Kinder auch soziale Mechanismen kennen. Im Flüsterton vorgebrachte Geheimbotschaften stärken die Bande zwischen engen Freunden – und schließen andere aus dieser Gemeinschaft aus. Ganz besonders enge Freunde sind daher auch die stummen Stofftiere, die ihre Besitzer lautlos verstehen – und garantiert nichts an Fremde ausplaudern

Offenbar wissen Erwachsene intuitiv, was sie tun müssen, um einem Kind eine Brücke zum nächsten Wort zu bauen

Raum seines Hauses installiert, die alle Gespräche dort aufzeichneten und jede Bewegung der Bewohner dokumentierten. So wollte Roy nicht nur herausfinden, in welcher Reihenfolge, in welchen Lautfolgen und in welcher Geschwindigkeit sein Sohn die Wörter lernt, sondern auch, was um ihn herum passiert und wie die Eltern die Sprache des Kindes prägen. Roys Ehrgeiz: den Spracherwerb erstmals nahezu vollständig zu erfassen. Die Kameras konnten allerdings ausgeschaltet werden, und um peinliche Momente zu beseitigen, gab es in jedem Raum einen sogenannten „Ups"-Schalter, der jeweils die letzten zehn Minuten der Aufzeichnungen löschte.

In der riesigen Wort-Datenbank können Roy und seine Mitarbeiter nun alle Begriffe nachschlagen, die der Sohn in seinen ersten Lebensjahren gehört oder gesagt hat. Schritt für Schritt lässt sich zum Beispiel verfolgen, wie das Kind über ein halbes Jahr hinweg aus *ga-ga* über *goh-gah, wa-wa* und *wa-tha* allmählich das Wort *water* formte. Sie können auch überblicken, wann und in welchem Zusammenhang Eltern oder Kindermädchen den Begriff zuvor verwendeten – nämlich in der Küche, wo sich die Triangulierung geradezu aufdrängt.

In den über 100 000 Stunden Daten entdeckte Roy zudem einen erstaunlichen Vorgang, der nur zu hören ist, wenn man im Spracherwerb gleichsam zurückspulen kann. Wenn Roys Sohn ein neues Wort ausprobierte, hatten Eltern und Kindermädchen zuvor besonders einfache und kurze Sätze gebildet, die genau jenen Begriff enthielten. Offenbar wissen Erwachsene intuitiv, was sie tun müssen, um einem Kind eine Art Brücke zum nächsten Wort zu bauen. Nach dieser Geburtshilfe, so der Forscher, erhöhen die Erwachsenen die Komplexität ihrer Sätze wieder ganz allmählich.

Die nächsten Bezugspersonen eines Kindes, so die Erkenntnis, sind die Hebammen des Wortes. Und ihre Bedeutung lässt in den folgenden Jahren nicht nach: Wenn im Alter von etwa 18 Monaten der Vokabelspurt beginnt, helfen Eltern ihrem Kind mit der sogenannten stützenden Sprache (auf Englisch: *scaffolding)*, seinen Wortschatz zu berichtigen und zu erweitern. Sagt es „Da Wauwau", antworten sie etwa: „Genau, da ist ein kleiner Hund." Dieses Verhalten bezeichnen Pädagogen als korrektives Feedback.

Auf ähnlich beiläufige Weise bringen sie ihm etwa ab dem zweiten Geburtstag die Feinheiten der Grammatik bei. Sagt das Kind „Der Junge holt der Ball", antworten sie etwa: „Genau. Der Junge holt den Ball." Weil es solche Übungen über Jahre hinweg täglich dutzendfach praktiziert, erlernt es seine Muttersprache sozusagen nebenbei – der Erstspracherwerb ist ein Musterbeispiel für *learning by doing*. Und für die Kraft des unablässigen, sanften Korrigierens.

Entscheidend an ihr sind die Beiläufigkeit – und die Freundlichkeit. Eltern, die sich über Fehler herablassend oder mit harscher Kritik äußern („Das ist doch kein Wauwau, sondern ein Hund. Wann lernst du das endlich!"), stören den Spracherwerb eher, als dass sie ihn befördern.

O

OB EIN KIND sich bis zur Einschulung gewandt und grammatisch korrekt ausdrücken kann, hängt wesentlich von zwei Faktoren ab.

1995 veröffentlichten die US-Psychologen Betty Hart und Todd Risley eine Langzeitstudie mit 42 amerikanischen Familien, die zu Beginn der Untersuchung mindestens sieben Monate alte Babys hatten. Die Forscher beobachteten, wie die Eltern mit ihren Kindern umgingen und wie diese sich in ihren ersten Lebensjahren entwickelten.

Das Ergebnis der Studie ging – verkürzt auf eine einzige Zahl – um die Welt: Wohlhabende Eltern mit hohen Schulabschlüssen hatten mit ihren Kindern in den

Unter Berliner Grundschülern sprechen über 66 000 Deutsch nicht als Muttersprache – ein Drittel beherrscht es kaum

ersten drei Jahren ungefähr 45 Millionen Wörter geprochen, Eltern, die Sozialhilfe bezogen, nur etwa 13 Millionen. Dieser fortan als *30 million word gap*, als Kluft der 30 Millionen Wörter bezeichnete Unterschied bewirkte, dass sie bei IQ-Tests niedrigere Ergebnisse erzielten und in der Schule schlechtere Noten schrieben.

Hart und Risley stellten außerdem fest, dass vor allem die bürgerlichen Eltern ihren Nachwuchs tendenziell auf die beschriebene, unterstützende Weise zum fantasievollen Umgang mit Worten ermunterten. In armen Familien mit niedrigem Bildungsniveau würde dagegen vor allem ermahnt und untersagt.

Die beiden amerikanischen Psychologen stellten einen eindeutigen Zusammenhang zwischen dem sozioökonomischen Status, also Bildung und Wohlstand, und dem Sprachniveau der Kinder her. Zwar wies die erste Studie methodische Mängel auf, aber ihre Aussage wurde inzwischen wissenschaftlich korrekt immer wieder bestätigt – auch für Deutschland.

Und es gibt noch eine Gruppe von Kindern, die von Geburt an weniger Chancen auf einen erfolgreichen Bildungsweg haben als mein Sohn. Ihre Eltern können ihnen, völlig unabhängig von Scaffolding und korrektivem Feedback, kein gutes Deutsch als Muttersprache vermitteln – weil sie Türkisch, Arabisch, Russisch oder Polnisch sprechen.

W

WIE VIELE KINDER darunter sind, die das Deutsche kaum beherrschen, erhebt das Bundesamt für Statistik nicht. Aber das Land Berlin, dessen Kitas und Schulen auch mein Sohn besuchen wird, tut es: Von gut 161 000 Berliner Grundschülern sprechen über 66 000 Deutsch nicht als Muttersprache. Unter ihnen wiederum beherrscht ein knappes Drittel – gut 21 000 – die Sprache kaum oder gar nicht. Selbst wenn dieser Anteil bundesweit nur halb so hoch läge wie in Berlin, ergäbe dies mehr als 300 000 Grundschüler, die praktisch kein Deutsch beherrschen.

Diese Kinder werden, wie zahlreiche Studien zeigen, im deutschen Bildungssystem beinahe zwangsläufig scheitern. Etwa drei von vier Schülern mit Migrationshintergrund in Deutschland können im Alter von 15 Jahren bestenfalls auf dem Niveau eines Viertklässlers lesen. Sie besuchen häufiger die Hauptschule und wiederholen öfter Klassen. Auch die Wahrscheinlichkeit, dass sie ganz ohne Abschluss bleiben, ist höher als bei einheimischen Gleichaltrigen.

Die Politik kümmert sich erst seit dem Jahr 2000 um das Problem. Damals zeigte die internationale Vergleichsstudie PISA, dass Schüler aus Migrantenfamilien bei einem Test des Lesevermögens im Schnitt gut 100 Punkte weniger erzielten als Einheimische – bei einem Gesamtdurchschnitt von 484 Punkten. Nur in Belgien war der Unterschied größer. Die Autoren der Studie hielten ausdrücklich fest, für Kinder nicht deutscher Herkunft sei „die Sprachkompetenz die entscheidende Hürde in ihrer Bildungskarriere".

Dass Migrantenkinder statistisch gesehen schlechter Deutsch können, hat freilich nichts mit Intelligenz zu tun. Sondern zeigt vor allem, wie wenig sie in die deutsche Gesellschaft integriert sind. Denn im Prinzip kann und wird jedes Kind jede menschliche Sprache erlernen – es sei denn, sie wird ihm vorenthalten oder ihr Erwerb durch die gesellschaftlichen Umstände verwehrt.

SPRACHTHEORIEN UND SPRACHERWERB

Wie gelangt die Sprache in unseren Kopf?

Eine Frage, bei der sich Linguisten einfach nicht auf eine Antwort einigen können ...

Ist „Sprache" ein Produkt der Gene, der kommunikativen Funktion oder der sozialen Interaktion? Der US-Linguist Noam Chomsky zumindest glaubt, dass es für den Erwerb von Sprache ein abstraktes, genetisch vorgegebenes Lernprogramm gebe, das als eine Art „universaler Grammatik" für alle menschlichen Sprachen gelten müsse. Schließlich könne jedes Kind im Prinzip jede Sprache erlernen. Ausgeklammert wird in dieser „universalgrammatischen" Sicht auf Sprache freilich, unter welchen Voraussetzungen sich einzelsprachliche Strukturen entwickeln. Außerdem ist Chomskys Universalgrammatik so abstrakt, dass man Linguistik studiert haben muss, um ihre Regeln zu verstehen.

Gegner seiner Theorie weisen daher darauf hin, dass „Sprache" viel leichter zu verstehen sei, wenn man annimmt, das grammatische Kategorien schlicht aus der Notwendigkeit kommunikativer Funktionen entstehen. So drückt etwa das Subjekt eines Satzes einen psychologisch prominenten Redegegenstand aus – meist einen tätigen Menschen.

Ein weiterer Klassiker der Sprachwissenschaft, Ferdinand de Saussure, betont die Wichtigkeit einer Gemeinschaft fürs Entstehen von „Normen" in einer Einzelsprache. Ein Einzelner könne das Regelsystem einer Sprache weder schaffen noch umgestalten. Sprache ist also ein Gemeinschaftswerk aus immer neuen Übereinkünften.



Hoch hinaus im Namen der Rose: Bereits im Alter von zwei Jahren versteht Elias, dass nicht nur Gesten und gesprochene Wörter ihm die Zuneigung der Mutter beweisen, sondern auch Symbole wie etwa eine selbst gemachte Papierblume. Diese Fähigkeit, beliebige Dinge mit einer Bedeutung aufzuladen, ist allein der Gattung Mensch gegeben; tierische Spezies sind zu dieser oft willkürlichen Verknüpfung wohl nicht in der Lage. Dafür bedarf es eines ausgefeilten kulturellen Gedächtnisses, damit alle Beteiligten wissen, welche Symbole wie zu verstehen sind, etwa: geschenkte Rose = Liebe

Die beste Sprachförderung nützt nichts, wenn fremdsprachige Kinder dabei unter sich bleiben

D

DIE POLITIK versuchte, das Problem vorwiegend mit Geld und Förderkursen zu lösen. „Doch die waren Flickwerk, vielfach spontan und ohne wissenschaftliche Grundlage erarbeitet", sagt Ingrid Gogolin, Professorin für interkulturelle und vergleichende Erziehungswissenschaft an der Universität Hamburg. Meist waren sie so angelegt, dass Schüler in gesonderten Kursen, manchmal auch in Sommercamps, Deutsch wie eine Fremdsprache lernen sollten. Sie erwiesen sich jedoch als wenig wirksam: Die Kinder eigneten sich zwar kurzfristig Wortschatz und Grammatikkenntnisse an. Aber ohne ständiges Fördern und Fordern im Alltag verblasste ihr Wissen bald wieder.

In Deutschland operieren sowohl Bildungsforschung als auch Bildungspolitik leider weitgehend im Blindflug. Kaum ein pädagogisches Konzept, dem Schüler ausgesetzt werden, wird jemals systematisch erforscht und auf seine Wirksamkeit überprüft: Es bleibt beim Flickenteppich.

Immerhin wissen Wissenschaft und Politik inzwischen eines: Der Weg zu einer besseren Sprache für alle ist lang, verästelt und beschwerlich – vor allem aber teuer. Der verständlichste Begriff, den Forscher verwenden, um diesen Weg zu beschreiben, lautet „alltagsintegrierte Sprachförderung". Er bedeutet, dass jeder einzelne Pädagoge (also nicht nur Deutschlehrer) in jeder noch so alltäglichen Situation mit Migrantenkindern systematisch so spricht, dass diese sich möglichst viel Deutsch aneignen – und zwar schon in der Kita.

„Je früher, desto besser", betont die Linguistin Rosemarie Tracy in ihrem Standardwerk „Wie Kinder Sprachen lernen". Kleinkinder würden sich eine Zweitsprache noch ähnlich spielerisch aneignen wie ihre Muttersprache, hätten weder Motivationsprobleme noch Angst vor Fehlern. Inzwischen wenden sich viele Förderprogramme nicht nur an Lehrer, sondern auch an Erzieher.

Das Werkzeug, das sie vorwiegend einsetzen sollen, ist erstaunlich simpel. Es ähnelt jenem, das viele Eltern intuitiv verwenden, um Kindern ihre Muttersprache beizubringen: langsam sprechen; regelmäßig wiederkehrende Situationen wie den Windelwechsel nutzen, um die Kinder in Zwiegespräche zu verwickeln; Gelegenheiten schaffen, die freies Sprechen erfordern, zum Beispiel durch offene Fragen beim gemeinsamen Betrachten von Fotos; ungelenke Äußerungen berichtigen, ohne die Schüler zu entmutigen, etwa durch korrektives Feedback.

Zwischen 2011 und 2015 gab das Bundesfamilienministerium rund 400 Millionen Euro aus, um diese Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen. Die schwäbische Stadt Fellbach etwa ließ Bildungsforscherinnen aus Frankfurt und Hannover ein Programm zur Sprachförderung im Alltag entwickeln, das danach mehrere Kitas und Grundschulen verwendeten. Nach einem Jahr hatten sich die Kenntnisse der geförderten Kinder deutlich verbessert, beobachteten die Wissenschaftlerinnen. Das Deutsch der Kinder in einer Vergleichsgruppe ohne zusätzliche Unterstützung blieb dagegen unverändert.

Es genügt aber nicht, einen solchen Werkzeugkoffer zu entwickeln und dem







Heimisch in der Fremde sind die Kinder im deutschsprachigen Kindergarten in Manhattan. Was früher als unnötige Deutschtümelei abgetan wurde, gilt heute als wichtige Säule der Integration in andere Kulturen: Wer die eigene Muttersprache gut beherrscht, lernt auch andere Sprachen besser. Einer fremden Kultur haben sich – wortlos – auch die beiden Jungen im Ninja-Turtle-Kostüm angenähert. Und bauen damit Angst vor dem Anderssein ab

pädagogischen Personal in die Hand zu drücken. Ebenso wichtig ist es, Lehrern und Erziehern den rechten Umgang mit dem Werkzeug beizubringen. Die gängigen eintägigen Fortbildungen, zeigt eine Studie des Ulmer Transferzentrums für Neurowissenschaften und Lernen, bringen meist nur theoretisches Wissen.

Die Forscher luden zwei Gruppen von Erzieherinnen zu einem Lehrgang ein. Eine der beiden Gruppen besuchte ein eintägiges Seminar; die andere lernte die Kunst der Sprachvermittlung an sechs über mehrere Monate verteilten Terminen. In dieser zweiten Gruppe wandten die Erzieherinnen das Gelernte praktisch an und besprachen hinterher Videoaufzeichnungen ihres Verhaltens. Schließlich maßen die Forscher den Lernfortschritt: Nur die intensiv ausgebildeten Erzieherinnen erzielten einen positiven Effekt; bei ihnen konnten die Förderkinder ihr Deutsch messbar verbessern.

D

DIE BESTE SPRACHFÖRDERUNG, so die These der Konstanzer Soziologin Claudia Diehl, nützt allerdings nichts, wenn die fremdsprachigen Schüler unter sich bleiben. Sie fordert, dass vorwiegend von Migrantenkindern besuchte Schulen gezielt aufgewertet werden, damit sie mehr Schüler mit deutscher Muttersprache anziehen – etwa durch wertvolleren Nachmittagsunterricht. Tatsächlich deuten etliche Studien darauf hin, dass etwa das Lesevermögen deutlich sinkt, wenn in einer Klasse mehr als 40 Prozent türkischsprachige Schüler sind.

„Damit Sprachförderung überhaupt wirken kann, brauchen wir eine viel intensivere, professioneller konzipierte Betreuung“, sagt auch die Sprachpsychologin Gisela Szagun, vor ihrer Emeritierung Professorin in Oldenburg. Fördergruppen in der Kita dürften aus drei bis höchstens sechs Kindern bestehen, Erzieherinnen seien an Fachhochschulen auszubilden. „Dafür müsste massiv Geld fließen“, sagt Szagun und verweist auf das britische Programm „Sure Start“.

Die Labour-Regierung unter Tony Blair führte es um die Jahrtausendwende

ein, um Kindern aus benachteiligten Familien zu mehr Chancengleichheit zu verhelfen (die Sprachförderung war nicht Hauptziel des Programms). Sie richtete in strukturschwachen Gebieten Großbritanniens Familienzentren mit Kitas ein, die eine ganztägige Betreuung anbieten – für Kinder aus finanzschwachen Familien ist diese kostenlos. Evaluationsstudien wiesen die Wirksamkeit von Sure Start nach – allerdings kostete es über ein Jahrzehnt umgerechnet etwa 13 Milliarden Euro.

V

VIELLEICHT LIEGT ES auch an den Kosten, dass Bildungsforscher in den letzten Jahren immer mehr Förderprogramme entwickelten, die sich jenem Faktor wieder annähern, dessen Einfluss schon beim Erwerb der Muttersprache so mächtig ist: den Eltern. Denn obwohl Türkisch-, Arabisch-, Polnisch- oder Russischstämmige ihren Kindern Deutsch nicht als Muttersprache beibringen, bestimmt ihr Verhalten doch maßgeblich, auf welchem Niveau ein Kind sich die Landessprache aneignet.

Allerdings nicht, indem sie zu Hause nur Deutsch mit ihren Kindern sprechen. Die Linguistin Tracy bezeichnet es als illusorisch, dass sie ihnen komplexes, auf Erfahrung beruhendes Wissen wie etwa den richtigen Artikel und die verschiedenen Fälle eines Nomens vermitteln können. Dass es zum Beispiel nicht „die“, sondern „der“ Tisch heißt, lässt sich nicht herleiten; man muss es schlicht wissen.

Aber es gibt eine gute Botschaft: Für den Erwerb des Deutschen spielt es keine Rolle, ob die Eltern zu Hause Türkisch oder Arabisch sprechen – solange sie ihren Nachwuchs dazu anregen, sich möglichst wortreich und schöpferisch auszudrücken. „Mehrsprachigkeit an sich ist kein Handicap“, sagt die Pädagogin Gogolin. Eine niederländische Langzeitstudie etwa zeigte, dass es Migrantenkindern, deren Eltern ihnen regelmäßig in der Familiensprache vorlasen, deutlich leichter fiel, das Niederländische zu erlernen.

Wichtiger als die Sprache, die zu Hause gesprochen wird, so Gogolin, seien der sozioökonomische Status der Familie und die Anregungen, die den Kindern gegeben werden. Wie erreicht man also die Kinder jener fünf Millionen Migranten in Deutschland, die höchstens einen Hauptschulabschluss haben?

Zum Beispiel über ein Programm namens „Rucksack“. Dieses wird in sieben Berliner Schulen und 17 Kitas eingesetzt, darunter etwa der Kreuzberger Otto-Wels-Grundschule. Von den 561 Kindern, die sie besuchen, sprechen nur 77 Deutsch als Muttersprache.

Donnerstagmorgen in der Schulcafeteria: Auf Kinderstühlen sitzt ein Dutzend arabischer Frauen um einen Tisch voller Bücher. Sie diskutieren lachend, wie man deutsche Kartoffeln zubereitet und warum

SPRACHFÖRDERUNG

»Das Auto ist detommt«

Wie können Eltern ihren Kindern beim Spracherwerb helfen?

Nur durch Zuwendung erlernen Kinder die Sprache so, dass sie darin zu Hause sind. Sie vor ein Fernsehgerät zu setzen, ist wirkungslos. Wichtig sind neben menschlicher Nähe vor allem Interaktion und geistiger Austausch. Wenn sie unterbleiben, verkümmert der Spracherwerb.

Die meisten Eltern sind zum Glück gute Sprachlehrer, meist ohne sich dessen bewusst zu sein: Sie sprechen automatisch höher oder deutlicher und korrigieren das Kind geduldig, wenn es „detommt“ statt „gekommen“ sagt.

Geduld ist auch gefordert, wenn das eigene Kind langsamer vorankommt als die Sprösslinge in der Nachbarschaft. Es gibt kein zeitlich festgelegtes Raster, in das sich jeder Sprachenlerner fügt, und unwirsches Maßregeln oder überfürsorgliches Kümmern hemmen eher, als sie nützen. Deshalb sind die oft zitierten Phasen des Spracherwerbs nur als Richtwerte zu verstehen.

So beginnt mit etwa sechs Monaten gewöhnlich eine „Lallphase“ mit Silbenketten *(dadada)*, darauf folgt mit neun Monaten das kontrollierte Bilden echter Wörter wie *Mama* und *Papa*. Ab anderthalb Jahren entwickelt sich der Wortschatz rasend schnell, auf Zweiwortsätze folgen Fragen *(Warum?)*. Mit vier Jahren beherrschen die meisten Kinder die Grundlagen der Grammatik, und mit etwa sechs Jahren ist der Spracherwerb im Wesentlichen abgeschlossen.

Diese „Meilensteine“ der Sprachentwicklung erreicht fast jedes Kind; eine Therapie ist nur selten erforderlich.

Ein Schlüssel für guten Spracherwerb ist in jedem Fall das Vorlesen und, damit verbunden, die Ausbildung eines großen Wortschatzes. Dessen Umfang korreliert stark mit späterem Erfolg in Schule und Beruf. Jedoch ist die Art des Vorlesens entscheidend: Effektiv ist es nur, wenn die Eltern dabei auf das Kind eingehen – etwa indem sie das Buch und die Passagen vom Kind selbst wählen lassen. Unter solchen Bedingungen sind Kinder rasch motiviert, sich selbst die Bedeutung unbekannter Wörter aus dem Kontext heraus zu erschließen.

Keine Angst übrigens vor zweisprachiger Erziehung: Zwar bremst diese den Spracherwerb anfänglich ein wenig, aber später wird das Kind weitere Fremdsprachen schneller erwerben als einsprachige Kinder.

Völlig verkehrt ist es hingegen, wenn Eltern ihre Kinder zweisprachig erziehen, obwohl sie die Zweitsprache (etwa Englisch) selbst nicht perfekt beherrschen. Besser ist es, die Kinder mit Gleichaltrigen in einem mehrsprachigen Kindergarten unterzubringen. Oder Wert darauf zu legen, dass ein Kind aus einer Migrantenfamilie eine Kita besucht, um dort mit einheimischen Kindern früh in die deutsche Sprachgemeinschaft integriert zu werden.

Gemeinsam gegen soziales Schubladendenken anzugehen: Das lernen Schüler an der Otto-Wels-Grundschule in Berlin-Kreuzberg. Diese Klasse ist international geprägt: Von 22 Kindern kommen nur zwei aus deutschsprachigen Haushalten. Die Familien der anderen stammen aus der Türkei, dem Libanon, Tunesien, Pakistan und Bosnien



Kinder es wohl so lieben, Eier aufzuschlagen. Eine resolute Frau mit Kopftuch schafft Tee und Sesamringe für die Gruppe herbei, danach eröffnet sie die Sitzung – auf Arabisch. Die Frau heißt Zeinab Khalife, sie ist die Elternbegleiterin des Rucksack-Programms.

Den einen, kühnen Sprung, Migrantenkindern zu ausdrucksstarkem Deutsch zu verhelfen – den gibt es nicht

I

IN DIESER WOCHE geht es um die Uhr. Die Kopien auf Umweltpapier, die Khalife an die Frauen verteilt, enthalten die Geschichte vom kleinen Ali, der zum Geburtstag eine Uhr geschenkt bekommt, ein Frage-Antwort-Spiel zu Alis Tagesablauf sowie ein Uhrzeiten-Memory zum Ausschneiden. Ein guter Teil des Texts läuft von rechts nach links.

Khalife ist selbst Mutter von vier Kindern, aber weder Lehrerin noch Erzieherin. Sie wurde jedoch von den Pädagogen der Regionalen Arbeitsstellen für Bildung, Integration und Demokratie e. V. (RAA) geschult und bespricht mit ihnen regelmäßig das Material, bevor sie es in die Cafeteria mitbringt. Sie ist eine Mittlerin zwischen der Bildungsforschung und der Basis. „Die Mütter kommen zu mir, weil ich eine von ihnen bin", sagt Khalife.

Jede Elternbegleiterin arbeitet mit einer Lehrerin oder Erzieherin zusammen, die die Themen der Rucksack-Übungen in Unterricht oder Tagesbetreuung aufgreift. An der Otto-Wels-Grundschule ist dafür Sara Malich zuständig; ihre Klasse besuchen 22 Kinder, von denen nur zwei Deutsch auf dem Niveau eines Muttersprachlers beherrschen.

Malich sagt, dass viele Mütter (Väter haben sich noch nicht in der Rucksack-Gruppe sehen lassen) kaum mit Deutsch-Muttersprachlern in Kontakt kämen und dass sie das Räderwerk des Bildungssystems nicht durchblickten. Sie hätten Hemmungen, einen Kontaktlehrer um Rat zu fragen oder Angebote zu nutzen, bei denen deutschsprachige Pädagogen deutschsprachiges Lehrmaterial auf Deutsch erklären.

Könnten sie sich dagegen an eine Elternbegleiterin wenden, die ihre Sprache spricht und ihre Lebenswelt kennt, schwinde die Berührungsangst. „Die freuen sich, dass sie sich über Schulthemen austauschen können, ohne dass ein Lehrer dabeisitzt", sagt Malich. Eine überforderte arabische Mutter mit wenig Interesse am Lernerfolg ihrer sechs Kinder etwa sei nur zu den Treffen gekommen, um mit den anderen Frauen zu plaudern. Plötzlich sei sie auch bei Klassentreffen und Festen aufgetaucht; bald habe sich ihr Sohn in der Schule mehr eingebracht. „Das hat eine extreme Sogwirkung."

Bisher gibt es keine Studie, die die Deutschkenntnisse von Kindern in Programmen wie Rucksack mit jenen von Gleichaltrigen ohne Förderung vergleicht.

FREMDSPRACHERWERB

Mut zu neuen Sprachen!

Kann ich als Erwachsener noch in einer fremden Sprache fließend reden lernen?

Der Schriftsteller Joseph Conrad zumindest konnte es. Der als Józef Korzeniowski in Krakau aufgewachsene Sohn polnischer Eltern lernte die englische Sprache erst als Erwachsener. Dennoch zählen seine Romane wie „Heart of Darkness" (Herz der Finsternis) zu den Meisterwerken der englischen Literatur.

Andererseits gibt es neurologische Belege, dass spät erlernte Sprachen sich in anderer Weise im Hirn einnisten als die Muttersprache(n). Erlernt man nämlich mehrere Sprachen schon als Kind, kann man meist gut zwischen ihnen trennen. Das gelingt bei späterem Spracherwerb nicht mehr so gut. Was dazu führt, dass viele Menschen, die etwa Französisch lernen, unfreiwillig Vokabeln einer anderen zuvor gelernten Fremdsprache wie Spanisch oder sogar Russisch einbauen. Zudem fällt es sehr schwer, die späte Fremdsprache akzentfrei zu beherrschen. Ein Grund dafür scheint die Angst zu sein, „komisch" zu klingen oder seine Identität zu verleugnen.

Laut dem Linguisten Jeffrey Elman liegen die Schwierigkeiten des späten Spracherwerbs hauptsächlich darin, dass Erwachsene schon „zu viel" darüber zu wissen glauben, wie Sprache funktioniert.

Gutes Fremdsprachenlernen setzt dagegen die Bereitschaft voraus, ganz neu zu denken und nicht zu versuchen, sich eine fremde Sprache aus der Muttersprache zu erschließen. Dafür fehlt freilich oft die Zeit: Welcher Erwachsene würde schon anderthalb Jahre mit „Babytalk" verbringen, um allein die Laute einer Fremdsprache perfekt zu beherrschen? Und weitere zwei Jahre investieren, um wie ein Muttersprachler über einfache Sprachstrukturen zu den komplexen zu gelangen?

Allerdings hilft es selbst beim Fremdspracherwerb, wenn man bereits mehrsprachig aufgewachsen ist. Denn dadurch scheint unser Hirn flexibel genug zu werden, um bei neuen Strukturen umdenken zu können. Vor allem aber hilft: Kontakt mit Muttersprachlern. Auch Joseph Conrad lernte die Fremdsprache wohl nur deshalb so gut, weil er lange Zeit unter englischen Seeleuten lebte – und mit ihnen reden musste.



In Schulen mit hohem Ausländeranteil ist die deutsche Sprache nicht zwangsläufig gefährdet. Im Gegenteil: Je gemischter die Klasse ist, desto wichtiger wird eine gemeinsame Referenzsprache. Dabei hilft es sogar, wenn die Migrantenkinder zu Hause die Sprache ihrer Eltern reden. Denn echte Mehrsprachigkeit tut auch beim Erwerb des Deutschen gut

Eine Untersuchung in Köln ergab zwar, dass Rucksack-Kinder das Deutsche ihrem Alter entsprechend oder sogar besser beherrschen; sie stellt jedoch keinen ursächlichen Zusammenhang zwischen Förderung und Sprachniveau her. Allerdings behaupten nicht einmal die Forscher, die solche Programme entwickeln, dass ein paar Mutter-Kind-Wochenstunden allein den *30 million word gap* schließen.

D

DIE PROGRAMME VERKNÜPFEN aber die intuitive Sprachvermittlung durch die Eltern mit der Arbeit der Pädagogen in Kitas und Schulen. Sie berücksichtigen die Erkenntnis, dass es regelmäßige Schulung und viel Praxis braucht, damit Erwachsene sich Kindern gegenüber so verhalten, dass diese sich in beiden Sprachen möglichst gut entwickeln. Und sie erfüllen die Forderung der Wissenschaft nach früher und alltagstauglicher Unterstützung. „Nach allem, was wir heute wissen, wirkt Förderung auf diese Weise am besten", sagt Bildungsforscherin Gogolin.

Das Bundesfamilienministerium will für ähnliche Modelle in den nächsten Jahren 100 Millionen Euro ausgeben. Ein „Bundesprogramm Sprach-Kitas" soll in 4000 Einrichtungen Stellen für Sprachpädagogen schaffen. Ihre Aufgabe ist, das Personal anzuleiten, „Erziehungspartnerschaften" mit den Eltern aufzubauen, regelmäßig mit ihnen die Entwicklung der Kinder zu besprechen und Tipps zu geben, wie sie deren Deutschkenntnisse fördern können – in Eltern-Kind-Gruppen oder Gesprächsgruppen, in denen die Mütter und Väter sich auch außerhalb der Bring- und Holzeiten austauschen können.

Dieser wohl aussichtsreichste Weg, Migrantenkindern zu ausdrucksstarkem, lebendigem Deutsch zu verhelfen, ist dem Verlauf des Spracherwerbs selbst erstaunlich ähnlich: Den einen, kühnen Sprung, der unmittelbar ans Ziel führt, gibt es nicht. Man muss viele kleine Schritte gehen. Man darf nie aufhören mit den kleinen Schritten. Und man muss fortlaufend überprüfen, ob sie in Richtung des Ziels führen oder bloß seitwärts.

Andererseits können Eltern, Erzieher und Lehrer den Spracherwerb durch ihr Verhalten gehörig aus dem Takt bringen. Scheinbar bedeutungslose, aber oft wiederholte Handlungen – Verbote statt Ermunterung, Zurechtweisungen statt sanfter Korrekturen – können verhindern, dass das Deutsch eines Kindes erblüht.

Kurz: Sprache gedeiht am besten, wo und wenn es den Menschen gut geht. Daran zeigt sich, wie modern Humboldts humanistische These von Sprache als Wesensmerkmal des Menschen ist – deren Erwerb Liebe und menschliche Zuwendung erfordert.

In Deutschland, einem Land, das die größte Buchmesse der Welt ausrichtet und in dem weit mehr Zeitungen erscheinen als in allen anderen Staaten Europas, sollten wir nicht zulassen, dass es Hunderttausende von Kindern gibt, die isoliert von der deutschen Sprache sind und weitgehend sprachlos bleiben.

SEBASTIAN KRETZ betont, dass sein Sohn seit Abgabe des Textes weitere Wörter gelernt hat: *Ato* (Auto), *Badda* (Bagger) und *Batna* (alle anderen Dinge, Personen und Gefühlsäußerungen).

JACOBIA DAHM ist Fotografin mit Wohnsitz in Berlin und New York. Ihre Dokumentationen, erschienen in der „New York Times" wie auch auf Al Jazeera, vermitteln zwischen verschiedenen Kulturen.